

D 1086 F — 4/83

Weltweite Hilfe

*Zeitschrift
des Diakonischen Werkes
in Hessen und Nassau*



Schwerpunktthema:
**„Brot für die Welt“ – Rückblick und Perspektiven
zu Beginn der 25. Aktion**

Im Sonderteil: Diakonische Literaturschau

INHALT

Editorial	1	25 Jahre „Brot für die Welt“ – Liebe in Aktion	31
		Hans-Otto Hahn	
Berichte und Nachrichten	2		
Dokumentation 1		Beispiele aus der Arbeit von „Brot für die Welt“	39
Luther und die Diakonie	5	25 Jahre „Brot für die Welt“ in Hessen und Nassau	46
Karl-Adolf Bauer		Friedrich Weissinger	
Dokumentation II		Meditative Gebrauchstexte zu „Brot für die Welt“ ..	49
Jugend ohne Perspektiven?			
Herausforderung an die Diakonie	15		53
Harm Alpers		Diakonie und weltweite Hilfe .. Unterrichtseinheit zur Sammlung „Brot für die Welt“	
Dokumentation III		Klaus-Jürgen Meier	
Asylbewerber: Gesetzgebung und Praxis	27		
Edelhaide Edel			
<hr/>			
Schwerpunktthema „Brot für die Welt“		Im Sonderteil:	
Aufruf zur 25. Aktion	30	Diakonische Literaturschau	

**Zeitschrift des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau, Ederstraße 12,
6000 Frankfurt/M. Telefon (0611) 79 47 - 0**

Mitarbeiter dieses Heftes: Dr. Harm Alpers, Pfarrer, Leiter des Stephanstifts, Hannover; Dr. Karl-Adolf Bauer, Pfarrer, Leiter der Diakonie-Anstalten, Bad Kreuznach; Gottfried Bickel, Pfarrer, Referent für Behindertenhilfe im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Edelhaide Edel, Sozialarbeiterin (grad.), Referentin für Auslandsfragen im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Thomas Eppenstein, Dipl.-Päd., Referent für Ausländerarbeit im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Dr. Hartwig Grubel, Referat „Theologische Grundfragen und Sammelwesen“ im Diakonischen Werk in Baden, Karlsruhe; Hans-Otto Hahn, Pfarrer, Direktor im Diakonischen Werk der EKD, Leiter der Hauptabteilung „ökumenische Diakonie“, Stuttgart; Elisabeth Heinedce, Sozialpädagogin, Dozentin an der Diakonischen Akademie, Stuttgart; Dr. Klaus-Jürgen Meier, Religionspädagoge, Stuttgart; Dr. Manfred Schick, Pfarrer, Geschäftsführer und Leiter der Abt. „Sozial- und Jugendhilfe“ im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Horst Steinhilber, Dipl.-Pädagoge, Referent für Zivildienst im Diakonischen Werk der EKD, Stuttgart; Friedrich Weissinger, Pfarrer, Leiter des Amts für Mission und Ökumene der EKH, Geschäftsführer und Leiter der Abt. „ökumenische Diakonie“ im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Gerhard Wolf, Sozialpädagoge, Leiter der Dekanatsstelle im Wetteraukreis, Nidda.

Bildnachweis: Titelgrafik, S. 32, 33, 35, 37, 38, 40, 46, 59, 60 Brot für die Welt, Stuttgart; S. 7, 10, 13, 24 Rainer Immensack, Eschborn; S. 18 KNA; S. 39 Erika Friese, Stuttgart; S. 42 Gerhard Krewitt; S. 43 Herzog/present; S. 44 Urs F. Kluyver; S. 45 Werner Rostan, Stuttgart; S. 47 Archiv (DW); S. 48 Friedrich Weissinger, Frankfurt; Grafik (Sonderteil) Wolfgang Wehrum, Darmstadt.

Redaktion: Dr. Horst Seibert (verantw.), Diethart Finger.

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Rolf Bick, Bickenbach; Pfarrer Meinhold Krauss, Darmstadt; Pfarrer Wolfgang Paechnat, Bechtolsheim; Dekanatsstellenleiter Hubertus Röhrig, Ingelheim; Prof. Dr. Dieter Stoodt, Darmstadt.

Herausgeber und Verleger: Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/Main 90.

Diese Zeitschrift wird als Mitarbeiter- und Freundeskreiszeitschrift kostenlos abgegeben.

Herstellung und Versand: PLAG-DRUCK, – Druck und Verlag – 3578 Schwalmstadt-Treysa.

33. Jahrgang – Heft 4 (199) – 4. Quartal 1983



Luther und die Diakonie

Beim Regionalkirchentag in Worms hielt am 17. 9. 1983 Pfarrer Dr. Karl-Adolf Bauer, Bad Kreuznach, das nachfolgend abgedruckte Referat. Es diente zur Einführung in das Thema der Arbeitsgruppe „Der Glaube und die guten Werke“.

In ihrem 1916 erschienenen Buch „Luthers Glaube“ behauptet die Schriftstellerin Ricarda Huch, die Lehre des Reformators habe dazu geführt, „daß die meisten Menschen bereitwillig die Last der guten Werke abschüttelten und das Wortgefühl, das die Erleichterung mit sich brachte, für die göttliche Gnade hielten. Sie glaubten sich im Schlaraffenland, wo die Seligkeit dem Faulsten in den Schoß fliege.“ Ricarda Huch nimmt mit diesem harten Urteil einen Vorwurf auf, der seit Luthers Lebzeiten nicht mehr verstummt ist.

Er lautet, Martin Luther habe uns ein christliches Leben gelehrt, in dem der Einsatz für den Mitmenschen und seine Rechte, der Widerstand gegen Unrecht und Unterdrückung, der Kampf gegen Hunger, Armut und Krankheit nur eine untergeordnete Rolle spiele. Vor allem habe sich die sogenannte Rechtfertigungslehre zerstörend auf die Diakonie und ihre Einrichtungen ausgewirkt. Wenn wir schließlich aus Luthers Predigten selbst die Klage hören, daß seine Verkündigung als Freiheit von alten Verpflichtungen, viel weniger aber als Freiheit zu neuem Dienst verstanden worden sei, dann scheint der Mann aus Wittenberg das harte Urteil aus der Feder Ricarda Huchs geradezu zu bestätigen. Ein Theologe aus der DDR (Eberhard Winkler) hat Luthers Klage und Huchs Urteil jüngst in einem Satz zusammengefaßt. Er schreibt: „Das volkstümliche Mißverständnis, ein Katholik müsse zur Kirche gehen, ein Protestant brauche das nicht, fand seine Entsprechung auf diakonischem Gebiet: der Katholik müsse gute Werke tun, der evangelische Christ brauche ‚nur‘ zu glauben.“

Doch wer sich freilich heute in unserer Kirche – jedenfalls in der Bundesrepublik – genauer umsieht, der hat nicht den Eindruck, sich in einem „Schlaraffenland“ zu bewegen, „wo die Seligkeit dem Faulsten in den Schoß“ fliegt, wie Ricarda Huch schreibt. Er hat eher den Eindruck, in einen gut durchorganisierten

Bezirk unsrer modernen Arbeitswelt eingetreten zu sein, in dem besonders heftig gearbeitet wird. Arbeit ist denn wohl auch nicht ohne tieferen Grund zur bevorzugten kirchlichen Selbstbezeichnung für ihre verschiedenen Tätigkeitszweige geworden: Kindergartenarbeit, Konfirmandenarbeit, Jugendarbeit, Männerarbeit, Frauenarbeit, Altenarbeit, Gemeindefarbeit . . .

Die Diakonie steht unter diesen enorm verzweigten Arbeitsgebieten voran. Mit rund 300.000 Beschäftigten ist die Zahl ihrer Mitarbeiter noch weit größer als die Zahl der Pfarrer und Mitarbeiter in den anderen kirchlichen Arbeitsgebieten. Friedrich von Bodelschwingh (der Dritte dieses Namens) hat schon vor einigen Jahren den scharfen Satz gesagt: „Wir tun in Bethel so viele gute Werke, daß wir keine Zeit zum Beten mehr haben.“ Soll das heißen, daß inzwischen die Werke an die Stelle des Glaubens und die Arbeit an die Stelle des Gebetes getreten ist? Kein Wunder, daß von manchen Stimmen in unsrer Gesellschaft der Verdacht geäußert wird, die Kirche habe sich in einer Zeit, in der vor allem Taten gefragt sind, sozusagen auf diakonische Werke spezialisiert, um ihren „Nutzwert“ und ihre Unentbehrlichkeit in der Gesellschaft zu demonstrieren. Christen als Aktivisten der Nächstenliebe und die Kirche als Organisator des „praktischen Christentums“, auf das es doch nach der Meinung der meisten Zeitgenossen allein ankommt – ist das die Freiheit zu neuem Dienst, die Luther im Auge hatte?

Mit diesen kritischen Fragen im Ohr habe ich versucht, noch einmal auf die Stimme Martin Luthers zu hören. Was ich meine bei ihm in Sachen Diakonie gehört und gelernt zu haben, das möchte ich Ihnen gerne im Folgenden in 4 Abschnitten weitergeben. Jeden dieser Abschnitte überschreibe ich mit einem kurzen und knappen Satz, der sozusagen die Richtung angibt.

Wir alle sind Empfänger der Diakonie Gottes!

Als einer, der selber in einer großen Einrichtung mit Schwerpunkt Behindertenhilfe von der diakonischen Arbeit in Atem gehalten ist, habe ich bei Martin Luther gelernt, daß unsere diakonische Mitarbeit nicht mit unserem Arbeitseinsatz, sondern mit einer Entdeckung beginnt, – der Entdeckung nämlich, daß wir alle

6 Dokumentation I

miteinander – ob wir das wissen oder nicht – längst Empfänger der vielfältigen Diakonie Gottes sind! Luther wird nicht müde, seinen Hörern und Lesern diese Diakonie Gottes – seinen oft recht unscheinbaren und verborgenen Dienst an uns – tröstend und entlastend zugleich vor Augen zu stellen.

Wenn wir nämlich die Welt und unsere Kirche im Licht Jesu Christi sehen, dann erkennen wir, „wie sich der Vater uns und allen Kreaturen gegeben hat und uns aufs allerreichlichste in diesem Leben versorgt“, und „daß er uns . . . mit unaussprechlichen ewigen Gütern durch seinen Sohn und Heiligen Geist überschüttet“. Drei Aspekte der Diakonie des dreifaltigen Gottes spricht Luther hier an:

- Wir empfangen die Diakonie Gottes in den vielfältigen Gaben der Schöpfung. Hier kommt uns Gott in seiner Güte entgegen – gleichsam als Diakon, als Tischdiener also, der uns den Tisch deckt und uns „mit aller Notdurft und Nahrung dieses Leibes und Lebens reichlich und täglich versorgt“. Alles Gute, was uns durch die Vermittlung der Schöpfung und unserer Mitmenschen zuteil wird, empfangen wir durch Gott. „Denn“ – so schreibt Luther – „die Kreaturen sind nur die Hand, Kanäle und Mittel, dadurch Gott alles gibt, wie er der Mutter Brüste und Milch gibt, sie dem Kinde zu reichen, Korn und allerlei Gewächs aus der Erde zur Nahrung, von welchen Gütern keine Kreatur eines selbst machen kann.“ Wenn Luther in der Auslegung zur 4. Bitte des Vaterunsers „gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen“ zum täglichen Brot zählt, dann öffnet er uns wieder die Augen für die sehr leibhaftige Diakonie Gottes in unserem täglichen Leben. Alle die größeren oder kleineren Dienste, die jeder von uns in Notlagen und in ganz alltäglichen Situationen empfängt, sind konkrete Zeichen dieser Diakonie Gottes. Auch wenn gute Freunde und getreue Nachbarn ihre alltäglichen Hilfeleistungen und Aufmerksamkeiten nicht als Diakonie im Auftrag Gottes verstehen, weil sie sich vielleicht selber nicht mehr als Christen verstehen, ändert das nichts an Luthers Feststellung. Denn Gott vermag auch durch Menschen zu handeln, die ihn noch nicht kennen oder ihn nicht mehr kennen wollen. Sie alle – und mit ihnen auch wir – sind längst als Handlan-

ger Gottes in seine verborgene Diakonie einbezogen, die er uns im Werk seiner Schöpfung noch und noch erweist.

- Wir empfangen die Diakonie Gottes in Wort und Sakrament inmitten der im Namen Jesu versammelten Gemeinde. Denn in jedem Wort, das ein Bruder oder eine Schwester mir im Namen Jesu zuspricht, kommt Gott selber auf mich zu und erweist mir den Dienst der Versöhnung. Und bei jeder Feier des Herrenmahls deckt uns Christus selbst den Tisch, um unter Brot und Wein sein Leben mit uns zu teilen. So ist jeder Gottesdienst zunächst ein Dienst, den Gott uns erweist und in dem wir Empfänger sind!

- Wir empfangen die Diakonie Gottes in der „Gemeinschaft der Heiligen“, zu der Christus uns im Heiligen Geist miteinander verbindet. Wir erfahren diese Gestalt der Diakonie in der brüderlichen und schweesterlichen Gemeinschaft untereinander, in wechselseitiger Ermutigung, in einem Wort des Trostes, das ein anderer mir sagt, in vielen höchst unscheinbaren und alltäglichen Worten und Gesten, hinter denen sich Jesus Christus in seiner Zuvorkommenheit verbirgt. Luther sieht darin eine Gnade, in der Gemeinschaft mit anderen Christen leben zu dürfen – und zwar in einer sichtbaren und erfahrbaren Gemeinschaft. Wo man diese Gemeinschaft vermißt, wo sie einem entzogen ist – beispielsweise in der sich ausbreitenden Diaspora der Christen in unserer Gesellschaft – da kann einem die Gabe der „Gemeinschaft der Heiligen“, in der uns Christus verborgen nahe kommt, ganz besonders aufgehen. In der Nähe eines Bruders – etwa bei einem Krankenbesuch – darf ich ein leibliches Zeichen der Diakonie Jesu Christi sehen. Luther hat davon besonders anschaulich und tröstlich zu reden gewußt. So schreibt er 1519 in einer Trostschrift an einen Kranken: „Ist es nicht ein Glück, in einer Gemeinschaft zu stehen, bei der es gilt: ‚So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit‘ . . . ? Darum bin ich in meinem Leiden nicht mehr einsam, sondern Christus leidet mit mir, ja, alle Christen . . . Die andern tragen meine Last, ihre Kraft ist meine Kraft. Der Glaube der Kirche kommt meinem Zagen zu Hilfe, die Keuschheit der anderen besteht den Anlauf meiner unreinen Lust, das Fasten anderer wird



mir Gewinn, das Gebet der anderen ist Fürbitte für mich, kurz: die Glieder sorgen so für einander, daß die einen mit ihrer Ehre für den Schutz, die Rettung und die Ehre des anderen eintreten . . . So darf ich mich wahrhaftig fremder Güter rühmen, als wären sie mein eigen; dann habe ich wirklich an ihnen teil, wenn ich über sie Dank und Freude empfinde . . . Die Last der Sünden und Strafen ist einem abgenommen oder man schleppt sie wenigstens nicht mehr allein, da so viel heilige Kinder Gottes, ja, Christus selbst, zu Hilfe eilen. Ein so groß Ding ist es um die Gemeinschaft der Heiligen und der Kirche Christi."

Bevor wir noch recht dazu kommen, die uns allen so naheliegenden aktivierenden Fragen zu stellen: „Was kann ich tun? Was müssen wir machen?“ kommt Luther uns mit seinem Hinweis auf Gottes vielfältige Diakonie zuvor und stellt uns die Frage: „Wo bist du

Empfänger?“ Damit kämpft er an gegen Vermessenheit, die wähnt, jeder sei selbst seines Glückes Schmied. Der self made man, der nichts von Gott empfangen, vielmehr alles selber machen will, der Mensch, der sich selbst genügt und keiner Ergänzung durch Gott und die anderen bedarf, – ist dieser „Selbstversorger“, der es mit der Devise hält: „Mir steht niemand näher als ich selbst!“ nicht das geheime Leitbild, zu dem sich viele – meist unbewußt – mit der Praxis ihres Lebens bekennen? Diesem Bekenntnis zu dem Ideal eines Menschen, der sein eigener Schöpfer sein will, setzt Luther das schlichte Bekenntnis entgegen: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen.“ Das will sagen: ich habe mich nicht selbst ins Leben gerufen, sondern ich habe mein Leben aus Gottes Hand empfangen und lebe in der Gemeinschaft der anderen Geschöpfe von Gottes Diakonie.

8 Dokumentation I

Damit bin ich beim 2. Abschnitt angekommen:

Wer an Christus glaubt, der braucht sich nicht selbst festzuhalten – er hat die Hände frei für den Nächsten.

Als Theodor Fliedner vor 150 Jahren in Kaiserswerth mit seiner diakonischen Arbeit begann, wurde er eigens darauf hingewiesen, daß in der ev. Kirche der „mächtige Hebel“ fehle, „den die katholischen Schwestern für ihre Wirksamkeit hätten – nämlich das Motiv, sich durch die guten Werke den Himmel zu verdienen.“ Fliedner gab damals zur Antwort: „Wir haben allerdings jenen starken Hebel nicht, dürfen ihn auch nach Gottes Wort nicht haben. Aber wir haben einen weit stärkeren Hebel, nämlich die dankbare Liebe zum Herrn Jesus, der uns den Himmel schon verdient hat und alles, was wir auf Erden bedürfen, welche Liebe uns mit göttlicher Kraft treibt, ihn zum Dank wieder zu lieben in seinen kranken und elenden Gliedern.“

Mit diesen Sätzen nimmt Fliedner auf, was Luther ausführlich in seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ aus dem Jahre 1520 entfaltet hat.

Dort arbeitet der Reformator mit starken Worten heraus, daß zum Christsein die Liebe zum Nächsten ebenso gehöre wie der Glaube an Christus. Denn das Wunder des Glaubens besteht ja gerade darin, daß Christus mir die Sorge um mich selber aus der Hand nimmt, so daß ich die Hände frei habe zur helfenden und heilenden Liebe dem Nächsten zugut. Christus spricht mich im Glauben frei von mir selbst, damit ich in der Liebe frei bin für den Nächsten! Mit andern Worten: der Glaube lebt sich in der Liebe aus; andernfalls ist er krank und verdächtig. In diesem Sinne kann Luther schreiben: „Aus dem allen folgt der Beschluß, daß ein Christenmensch nicht in sich selbst lebt, sondern in Christus und seinem Nächsten; in Christus lebt er durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.“ So erweist sich die Glaubwürdigkeit des Christen in der Liebe zum hilfebedürftigen Nächsten! Der Glaube kann darum niemals ohne gute Werke sein.

Sie folgen – wie Luther bildkräftig sagen kann – dem Glauben „gleichwie der Schatten dem Leibe folgt.“ Das Thema der guten Werke, die aus dem dankbaren Glauben heraus kommen, hält Luther für so gewichtig, daß er 1520 eigens eine Schrift herausbringt unter dem Titel: „Von den guten Werken“. Sie widerlegt – man möchte sagen: geradezu auf jeder Seite! – die irrierte Meinung, der Protestant brauche „nur“ zu glauben und könne sich die guten Werke sparen. Der Reformator stellt nur klar: Gott bedarf unsrer Diakonie nicht. Darum „werden das nicht gute Werke genannt, die wir Gott tun, sondern die wir unserm Nächsten tun sollen, das sind gute Werke.“

Luthers Begründung der guten Werke im dankbaren Glauben an Christus hat Folgen – damals wie heute. Damals: Ich möchte ein Beispiel herausgreifen: Die Bettelei war im Spätmittelalter und besonders zu Luthers Lebzeiten eine wahre Landplage. Scharen von Bettlern lauerten an den Kirchentüren und baten um ein Almosen. Ihnen Almosen zu geben, galt als verdienstlich. So gaben die Armen den Reichen Gelegenheit, sich durch barmherzige Werke die ewige Seligkeit zu verdienen. Die Fürbitte der Armen, die den gebefreudigen Reichen im Tode zugute kommen würde, war ein weiterer Anreiz zur Diakonie gegenüber den Bettlern. So war in der Aufforderung zur barmherzigen Tat gegenüber den Armen immer zugleich das Eigeninteresse des Gebenden angesprochen! Der Reiche brauchte den Armen mindestens ebenso wie umgekehrt der Arme den Reichen. Die Folgen lagen auf der Hand: die Bettelei wurde geradezu gefördert und nahm denn auch mehr und mehr zu – so sehr, daß Luther schrieb: „Es ist wohl eine der größten Nöte, das alle Bettelei abgetan würde in der Christenheit.“

Was tat Luther? Wenn er einschärft: „Es sollt ja niemand unter den Christen betteln gehen“, dann knüpft Luther wieder an die diakonische Praxis der alten Kirche an. Der Arme sollte nicht länger Objekt verdienstlicher Werke seitens der Reichen sein. Er hat in der Taufe die hohe Würde eines Gliedes am Leibe Christi empfangen. Darum sollen die anderen Glieder des Leibes Christi mit den Bedürftigen teilen, soweit diese nicht oder nicht mehr arbeiten können. Den Arbeitsfähigen soll geeignete Arbeit vermittelt werden,

damit sie für ihren Unterhalt sorgen oder gar für andere Bedürftige mitsorgen können. Im Jahre 1523 gibt Luther – gleichsam als Modell zur Nachahmung empfohlen! – die Leisniger Kastenordnung heraus, sehr praktische und lebensnahe Bestimmungen zur Versorgung der bedürftigen Gemeindeglieder.

Das war damals. Und heute? Daß ein Mitarbeiter heute in der Diakonie tätig wird, um sich durch gute Werke die ewige Seligkeit zu verdienen – das liegt wohl außerhalb unseres Denkens. Doch wenn er sich durch diakonische Taten selbst bestätigen und seinem Leben Sinn zu verleihen versuchte? Ein mit unsern kirchlichen Verhältnissen vertrauter Seelenarzt hat auf die Gestalt des pflichtgemäß Liebenden hingewiesen, dem man in den Reihen der kirchlich-diakonischen Mitarbeiter öfter begegnen könne. Er denkt an Mitarbeiter, die sich unermüdet im Dienst für Gott und den Nächsten befinden, doch – meist unbewußt – sich selber ausweichen oder gar vor sich selbst in die Arbeit flüchten. Mancher scheint gar aus diesem ihm selbst verborgenen Beweggrund heraus einen helfenden Beruf anzustreben, um einen Mangel an Liebe und Selbstbestätigung auszugleichen. Wörtlich heißt es bei jenem Seelenarzt: „ . . . wonach man selber Bedarf trägt, hofft man dadurch zu erhalten, daß man sich um andere müht.“ Ein Helfer, der aus diesem Motiv heraus seinen Dienst tut, braucht den Hilfebedürftigen mindestens ebenso wie umgekehrt der Hilfebedürftige den Helfer. Ja, ein solcher Helfer wird unbewußt versucht sein, den Hilfebedürftigen zum Objekt zu machen, ihn in Abhängigkeit von sich zu halten, weil er sich nur so als Helfer entfalten und die erwünschte Selbstbestätigung am Hilfebedürftigen erarbeiten kann. Diakonie bekommt unter dieser Voraussetzung leicht einen herablassenden Zug. Der kann sich noch verstärken, wenn wir unkritisch dem allfälligen Trend zur Professionalisierung folgen. Luthers Erinnerung daran, daß ich meine Rechtfertigung vor Gott nicht mit meinen Werken verdiene, sondern um Christi willen aus Gottes Hand empfangen, kann hier zu einer heilsamen Befreiung vom Zwang werden, mich selber in meinem helfenden Handeln bestätigen zu müssen. So darf ich mich meinem Nächsten um seiner selber willen zuwenden und kann im Hilfebedürftigen meinen Bruder oder meine Schwester er-

kennen, mit dem ich durch Christus in wechselseitigem Nehmen und Geben verbunden bin. In diesem Sinne hatte und hat Luthers Rechtfertigungslehre – sofern man sich von ihr in seiner Arbeitseifer oder in der Arbeitsroutine stören läßt! – befreiende und korrigierende Wirkungen in der Diakonie – damals und heute

„Ich glaube, daß in dieser Gemeinde oder Christenheit alle Dinge gemein sind.“

Mit diesem Satz deutet Luther an, worauf es ihm in der Kirche ankommt: daß Christus mit uns „gemein“ wird und daß wir als Glieder seines Leibes untereinander „gemein“ werden. Dieser Grundgedanke ist Luther so wichtig, daß er das neutestamentliche Wort für Kirche „ekklesia“ durchgehend mit „Gemeine“ übersetzt. Was dieses „gemein werden“ bedeutet, hat er ausführlicher in seinen frühen Abendmahlschriften entfaltet.

In einem Sermon über das Herrenmahl aus dem Jahre 1519 zitiert Luther 1. Korinther 10, 17: „Wir sind alle ein Brot und ein Körper, die wir an einem Brot und einem Kelch Anteil haben.“ Er fährt dann fort: „Diese Gemeinschaft besteht darin, daß alle geistlichen Güter Christi und seiner Heiligen dem mitgeteilt und zum Miteigentum gegeben werden, der dieses Sakrament empfängt. Umgekehrt werden auch alle Leiden und Sünden allen gemeinsam, und so wird Liebe gegen Liebe entzündet und vereinigt.“ Mit einem anschaulichen Gleichnis vergleicht er dann die im Herrenmahl gestiftete Gemeinschaft mit der Lebensgemeinschaft einer Stadt, an deren „Ehre, Freiheit, Handel, Gebräuchen, Sitten, Hilfe, Beistand, Schutz und dergleichen“ alle Bürger Anteil haben, wie sie umgekehrt auch in Katastrophen eine Solidargemeinschaft bilden.

Die von Christus im Herrenmahl gestiftete „Gemeine“ ist also eine Gütergemeinschaft und eine Leidensgemeinschaft zugleich. Das will sagen: ich habe in ihr an den Gaben und Lasten meiner Schwestern und Brüder teil, wie diese auch umgekehrt an meinen Gaben und Lasten teilhaben und teilnehmen. In dieser „Gemeine“ ist also ständig ein Prozeß des Nehmens und Gebens im Gange, in dem einer den andern **er-**

gänzt, entlastet oder die auferlegten Lasten mitträgt. Christus selber hält diesen Prozeß des Nehmens und Gebens in Gang. Denn als „Christus das Sakrament einsetzte, sprach er so: ‚Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das ist mein Blut, das für euch vergossen wird . . .‘ Als wollte er sagen: Ich bin das Haupt, ich will der erste sein, der sich für euch hingibt, will euer Leid und Unglück mir zu eigen machen und für euch tragen, damit ihr umgekehrt mir und euch untereinander ebenso tut und euch alles in mir und mit mir gemeinsam sein laßt. Und ich hinterlasse euch dieses Sakrament zu einem gewissen Wahrzeichen für das alles, damit ihr meiner nicht vergeßt, sondern euch täglich darin übt und ermahnt, was ich für euch getan habe und tue, damit ihr euch stärken könnt und einer den anderen ebenso trage.“

Für Luther wird spätestens im Herrenmahl klar, daß ich kein Einzelgänger und Selbstversorger bin, sondern zur Gemeinschaft mit Christus und seiner Gemeinde und – wie Brot und Wein anzeigen! – zur Gemeinschaft mit Gottes Schöpfung bestimmt bin. Darum lockt Christus uns bei jeder Feier des Herrenmahles aus unserer Selbstgenügsamkeit und Isolation heraus und macht uns mit den anderen „gemein“. In diesem Sinne ist die Eucharistie – wie man das Mahl des Herrn in der frühen Kirche nannte – die Quelle der Diakonie.

Luther geht bei seiner Auslegung des Herrenmahles so weit, daß er meint, der glaubende Christ werde aus der Kraft des Abendmahles nun selbst gleichsam zur Speise für seinen Nächsten. In diesem Sinne heißt es am Ende seines Abendmahlsliedes von 1524: „Deinen Nächsten sollst du lieben, daß er dein genießen kann, wie dein Gott an dir getan.“ Nächstenliebe heißt also für Luther: dem anderen zum Brot und zur Speise werden, an der er sich stärken und kräftigen kann. Angesprochen ist also zunächst nicht meine Aktivität, mit der ich am Nächsten „arbeite“, sondern meine Bereitschaft, mich von ihm in Anspruch nehmen zu lassen. Wenn Luther – wie bereits erwähnt – „gute Freunde und getreue Nachbarn“ zum täglichen Brot zählt, dann ist diese Interpretation der 4. Vaterunser-Bitte auch im Zusammenhang mit Luthers Auslegung des Herrenmahles zu sehen.

Luthers frühe Abendmahlsschriften lesen sich noch heute wie eine Anleitung zum diakonischen Gemeindeaufbau. Sie zeigen uns, daß wir an diesem Punkte im Leben unsrer Gemeinden und in der Verfassung unsrer Kirche noch einiges nachzuholen und zu lernen haben. In stellvertretender Diakonie hätten wir in der Gemeinde auch die eigene Gerechtigkeit, unsern Ruf und unsere Ehre und die eigenen Leistungen für den Sünder und den Schwachen einzusetzen. „Also müßt ihr hier auch tun: eine Jungfrau muß ihren Kranz einer Hure aufsetzen, eine fromme Frau ihren Schleier einer Ehebrecherin und ganz und gar unser Ding lassen ein Kleid sein, damit wir decken die Sünder.“ Dieser Satz fordert nachgerade dazu heraus, ihn in die Situation der christlichen Gemeinde von heute zu übersetzen. Nach Luthers einprägsamer! Auslegung haben wir es zu lernen, wie Christus in der Fußwaschung, die Kleider abzulegen und die Schürze umzubinden, denn: „Das sind die rechten christlichen Werke, daß man hin falle, wickle und flicke sich in des Sünders Schlamm, so tief als er drin steckt und nehme seine Sünde auf sich und wühle sich damit heraus und tue nichts anders, als wären sie sein eigen.“ Aus solch drastischen Sätzen wird ersichtlich, wie konkret und leibhaftig Luther das Leben einer christlichen Gemeinde zu verstehen und zu verfassen vermochte. Jedenfalls stand ihm stets das Leitbild einer diakonisch strukturierten Gemeinde vor Augen, in der „einer dem anderen ein Christus wird“.

Christus begegnet uns in denen, die er seine „geringsten Brüder“ heißt.

Luther kennt – wenn ich einmal so formulieren darf – eine dreifache Gegenwart Jesu Christi in dieser Welt. Jesus Christus wird uns gegenwärtig in Wort und Sakrament inmitten der versammelten Gemeinde. Da sind wir Empfänger seiner Diakonie. Jesus Christus wird uns aber auch gegenwärtig in der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern, die sich zu ihm bekennen. In dieser Gemeinschaft dienen wir einander in wechselseitiger Diakonie als Glieder des Leibes Christi. Jesus Christus wird uns schließlich noch einmal gegenwärtig in der Gestalt der Hilfebedürftigen, die er selber seine „geringsten Brüder“ heißt.

12 Dokumentation I

Mit dieser Gegenwart in den „geringsten Brüdern“ überschreitet der Menschensohn die Grenzen der Gemeinde. In der Gestalt der „geringsten Brüder“ wartet er auf unsere Diakonie – nicht nur innerhalb der Kirche, sondern nicht minder draußen von ihren Toren.

Luther folgt mit diesem Hinweis auf die dreifache Gegenwart Jesu Christi, auf die er im Anschluß an die Bildrede vom Gericht des kommenden Menschensohnes in Matthäus 25, 31 – 46 zu sprechen kommt, einer alten diakonischen Tradition der frühen Kirche.

Mit diesem Hinweis auf die dreifache Gegenwart Jesu Christi widerspricht Luther bis heute einem gerade in evangelischen Gemeinden noch weit verbreiteten doketischen Christusverständnis. Das will sagen: Jesus Christus, das eine leibhaftige Wort Gottes, wird vergeistigt und verinnerlicht, es wird zu wenig ins Fleisch gezogen; man läßt ihn lieber in Wort und Sakrament stehen, man macht nur allzu rasch aus der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern in der Gemeinde einen Kreis von Gleichgesinnten nach dem Motto „Gleich und gleich gesellt sich gern“ – und verrät Christus auf diese Weise abermals! Man bekennt zwar mit den Vätern korrekt die Gegenwart Christi in Wort und Sakrament; aber man vergißt, daß der Menschensohn uns noch einmal sehr kritisch – als verborgener Richter sozusagen! – in seinen geringsten Brüdern begegnet. In der Auslegung von Matthäus 25, 31 heißt es bei Luther: „Was du deinem Nächsten tust oder läßt, soll soviel heißen als Gott selber getan und gelassen. Willst du nun Christus selber dienen und seiner warten, so hast du vor dir deinen kranken Nächsten, gehe hin zu ihm, diene ihm, so findest du gewiß Christus an ihm ... Willst du aber und magst deinem Nächsten nicht dienen, so glaube fürwahr, wenn Christus selbst da wäre, du tätest eben auch so und ließeest ihn liegen.“ Luther hat diese Sätze im Blick auf eine Pestepidemie gesprochen, und erwartet nicht weniger als die Bereitschaft, für den hilfebedürftigen Nächsten notfalls das Leben einzusetzen.

Luther ist übrigens während der Pestepidemie des Jahres 1527 in dieser Bereitschaft in Wittenberg geblieben und hat das Risiko, darüber sein Leben zu verlieren, auf sich genommen.

Eines stellen diese Sätze Luthers jedenfalls klar: Nächstenliebe ist für ihn zugleich Christusliebe! Sie kommt von der im Glauben empfangenen Diakonie Christi her und führt in die Diakonie Christi an seinen geringsten Brüdern hinein. Anders gesagt: Wer im Glauben zu Jesus Christus gehört, der gehört in der Liebe nicht weniger zu Jesus Christus, wie er uns in den Hilfebedürftigen entgegenkommt. Nachdenklicher und eindrucklicher kann das Mißverständnis, Luthers Lehre lähme die diakonische Verantwortung, kaum widerlegt werden. Wer noch Zweifel hat, der höre noch einmal Luther selbst: „Es gibt keinen größeren Gottesdienst als die christliche Liebe, die den Bedürftigen hilft und dient, wie Christus am Jüngsten Tag selbst bekennen und richten wird, Matthäus 25.“ Wenn Nächstenliebe zugleich Christusliebe ist, dann kommt dem Hilfebedürftigen vom kommenden Menschensohn her eine Würde zu, die weit über jedes humanitäre Menschenbild hinausgeht. Ich kann dann den Hilfebedürftigen immer nur zusammen mit Jesus Christus richtig sehen. Abgesehen von Jesus Christus sehe ich ihn sozusagen nur abstrakt.

Wenn Nächstenliebe zugleich Christusliebe ist, dann gehört die Gemeinde in die Gemeinschaft der „geringsten Brüder“ Jesu. Ihr Dienort ist dann der Bedrängnisort des Menschen! Steht sie anderswo, dann wird sie rasch unglaubwürdig. In der Begegnung mit den Hilfebedürftigen entscheidet sich, was an der so gerne von Kanzel und Katheder proklamierten Solidarität mit den Armen und Elenden in Wahrheit dran ist!

In 4 Abschnitten habe ich versucht, ein wenig von dem weiterzugeben, was ich meine, bei Martin Luther in Sachen Diakonie gelernt zu haben. Wer sich eingehender mit dem Reformator und seinen Schriften befaßt, der wird bald entdecken, daß Luther ungleich mehr zu diesem Thema zu sagen hat. Wenn der eine oder andere unter uns jetzt ein wenig Lust bekommen hätte, selber bei Luther nachzusehen und nachzulesen, dann hätte ich eines meiner Ziele heute morgen erreicht und wäre darüber froh.

Luther gehört – für uns Evangelische zumal! – zu den Vätern des Glaubens, denen wir uns dankbar verbunden wissen. Zu einem geistlichen reifen Um-



gang mit unsern Vätern und Müttern im Glauben gehört freilich auch die nüchterne Erkenntnis ihrer Schuld und Grenzen hinzu. Betrachten wir Luther im Lichte des Evangeliums, dem er sich stets zu unterstellen suchte, dann stoßen wir auf Wirkungen seines Lebens und Lehrens, die wir heute kritisch zu sehen und zu verarbeiten haben. Ich denke: gerade im kritischen Gespräch mit dem Reformator bewährt sich unsere dankbare Verbundenheit mit ihm!

Auf zwei Grenzen möchte ich abschließend hinweisen:

1. Bis zur Reformationszeit waren vor allem Orden und geistliche Gemeinschaften Träger und Schrittmacher der Diakonie. In diesen Gemeinschaften wurden reiche diakonische Erfahrungen von Generation zu Generation weitergegeben, die der ganzen Gemeinde zugute kamen. Luthers radikale Kritik an den geist-

lichen Grundlagen des Klosterlebens hat zur Auflösung ungezählter Klöster geführt. Mit ihrer Auflösung brach in der Regel die geordnete Weitergabe diakonischer Erfahrung ab. So machte sich alsbald ein gravierender Mangel an diakonisch zugerüsteten Gemeindegliedern bemerkbar, der den Aufbau einer aus dem Glauben erneuerten Diakonie und einer diakonischen Gemeinde hemmte. Die von Luther und anderen Reformatoren vorgeschlagene Erneuerung des Diakonenamtes mußte Programm bleiben, solange die Frage offen blieb, wo und wie diese Mitarbeiter diakonisch zugerüstet und ausgebildet werden könnten.

Faktisch wurde die Diakonie mehr und mehr Sache der christlichen Obrigkeit – sei es des Landesfürsten, sei es der Städte. Diese Entwicklung, die sich bereits vor Luther im Spätmittelalter angebahnt hatte, konnte und mußte umso mehr eintreten, je weniger die Christengemeinden sich im Stande sahen, diakonische

14 Dokumentation I

Mitarbeiter in ihrer Mitte zu gewinnen und zum geordneten Dienen anzuleiten.

Zwar hatte Luther seine Kritik am Mönchtum mit Vorschlägen zur Bildung evangeliumsgemäßer Bruderschaften und Schwesternschaften verbunden, die sich der Liturgie und der Diakonie, der Erziehung und der Seelsorge widmen sollten. Doch abgesehen von wenigen Klöstern – vor allem in Norddeutschland –, die sich der Reformation anschlossen und als dem Evangelium gemäß geordnete Gemeinschaften z. T. bis ins 18. Jahrhundert hinein recht und schlecht bestehen blieben, gerieten diese zukunftsweisenden Ansätze Luthers über seiner kräftigen und anschaulichen Polemik gegen das Mönchtum bald in Vergessenheit.

Erst im Zusammenhang mit dem diakonischen Aufbruch der ev. Kirche im 19. Jahrhundert wurden diese Ansätze Luthers wieder aufgenommen. So entstanden in unsrer Kirche diakonische Gemeinschaften in der Form von Diakonissenschwesternschaften und Diakonenbruderschaften. In diesem Jahrhundert sind eine Reihe von Kommunitäten und Dienstgruppen hinzugekommen. Viele dieser diakonischen Gemeinschaften waren und sind Träger diakonischer Anstalten. Sie verbinden in der Regel das Beten, das Tun des Gerechten unter den Menschen und das gemeinsame Leben mit den Hilfebedürftigen miteinander. Sie stellen damit einer durch und durch von bürgerlichen Lebensformen geprägten Kirche sehr konkret – bis zum Umgang mit dem Geld nämlich! – die Frage nach der so gerne proklamierten Solidarität mit den Armen und im Schatten Stehenden. Außerdem können sie uns darauf aufmerksam machen, daß Diakonie mehr ist als die Anwendung von Fachausbildung und professionelles Handeln!

2. „Idioten sind Wechselbälge, bei denen der Teufel seine Hand im Spiel hat. Solche Kinder sind ein Klumpen Fleisch ohne Seele.“ Dieses Urteil über Geistigbehinderte stammt von Martin Luther. Es läuft regelrecht auf eine Verteufelung dieser Personengruppe hinaus. Hat ein solches geradezu vernichtendes Urteil nicht Jahrhunderte lang das tiefsitzende Vorurteil gegen Geistigbehinderte in unsern Gemeinden zementieren helfen? Noch rund 250 Jahre nach Luther

wird der aufgeklärte Philosoph Immanuel Kant den 2. Satz dieses Urteils aus dem Munde Luthers wiederholen und schreiben: „Blödsinnige sind seelenlos.“ Luther, der nachdrücklich dazu anleitete, jeden Hilfebedürftigen zusammen mit Jesus Christus zu sehen, folgt hier dem Vorurteil seiner Zeit und sieht eine Gruppe der Hilfebedürftigen zusammen mit dem Teufel. Ich denke: um des Evangeliums willen, das Luther auf den Leuchter gehoben hat, können und dürfen wir Luther hier nicht folgen – wir können ihm an dieser Stelle nur entschieden widersprechen. Glaubwürdig werden wir das freilich nur tun, wenn wir den Geistigbehinderten und den Behinderten überhaupt den Raum in der Gemeinde gewähren, den Jesus Christus ihnen längst eingeräumt hat.

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß die Besinnung auf Luther kein Anlaß zu stolzer protestantischer Bilanz sein kann. Alles, was Martin Luther positiv in Sachen Diakonie zu sagen hat, ist nicht dazu geeignet, uns in unsrer derzeitigen diakonischen Praxis zu bestätigen.

So ist dieser Zeuge Jesu Christi auch im Blick auf unsern diakonischen Auftrag noch 500 Jahre nach seiner Geburt ein Ruf nach Vorwärts – und das vermutlich nicht nur für uns Evangelische.